

# Gottfried Keller und die Demokratie

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **20 (1940-1941)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158764>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heute ist die Schweiz immer noch Mitglied des Völkerbundes. Sie hat zwar schon beim Beitritt von 1920 ihre Neutralität bei bewaffneten Konflikten vorbehalten und bloß ihre wirtschaftliche Neutralität geopfert. Sie war also damals schon zwar gleichberechtigtes, aber nicht unbedingt gleichverpflichtetes Mitglied. Sie hat dann 1938 einen weitem Teil der Verpflichtungen abgeschüttelt und damit auf die politische Betätigung im Völkerbund tatsächlich verzichtet. Sie blieb aber Mitglied, hat ihren Beitrag bezahlt und sich an den akademischen Erörterungen in Genf über Wirtschaftsfragen und kulturelle Angelegenheiten weiter beteiligt. Inzwischen aber ist der Völkerbund immer mehr zusammengeschrumpft und stellt heute eine ausgesprochene Minderheit nicht nur der Großmächte, sondern auch der mittleren und Kleinstaaten dar, eine sehr ausgeprägt zusammengesetzte Minderheit sogar. Der Völkerbund bleibt so für die Staaten der Achse, für Japan, für Rußland und andere mehr ein beliebtes Angriffsobjekt, eben als Gruppierung ihrer um England gescharten Gegner.

Unter solchen Umständen erscheint es absolut gegeben, daß die Schweiz ihre Folgerungen zieht. Diese Folgerungen können nur im sofortigen Austritt aus dem Völkerbund bestehen. Die Zugehörigkeit zum Völkerbund bedeutet heute bereits eine einseitige Festlegung. Die Zugehörigkeit der Schweiz zum Völkerbund nützt niemanden etwas, sie läßt sich aber mit unserer Neutralität nicht mehr vereinbaren. Deshalb möge man unter dieses Kapitel schweizerischer Außenpolitik endlich den Schlußstrich ziehen.

Der Weg dazu ist einfach. Der Bundesrat besitzt seine Vollmachten, hat davon schon 1937 einmal in Völkerbundsangelegenheiten Gebrauch gemacht und kann heute ruhig im sofortigen Entschluß den Schnitt vollziehen. Dabei bleibt der Bericht an das Parlament vorbehalten und die Genehmigung durch das Volk möglich, wenn das überhaupt noch nötig sein sollte. Selbstverständlich ist es, daß gleichzeitig die etwa noch bestehenden politischen Dienstzweige des Völkerbundes aus Genf zu verschwinden haben.

## **Gottfried Keller und die Demokratie.**

**Von Emil Ermatinger.**

**I**n einer wissenschaftlichen Arbeit über Gottfried Kellers politische Anschauungen ist vor einiger Zeit nachzuweisen versucht worden, daß Keller ein Demokrat wider Willen gewesen sei, indem die Grundzüge der demokratischen Staatsform seiner eigenen Natur widerstrebt hätten. Niemand, der die Schweiz und ihren Dichter kennt, wird diese Auffassung ernst nehmen. Immerhin aber wirft sie ein Problem auf, das tatsächlich besteht; denn es ist die Frage, ob Gottfried Kellers Idee der Demokratie sich mit

der Gestalt deckt, zu der sich die schweizerische Demokratie im Materialisationsprozeß des geschichtlichen Werdens bis heute herauf= oder, je nach dem, herabgebildet hat.

Als der Dichter in Heidelberg im Winter 1848/9 durch die Vorlesungen Feuerbachs die entscheidende Klärung seines Denkens über Gott und Natur erfuhr, war die Erkenntnis, die seine unbedingte Bejahung des Diesseits als Kulturaufgabe der Menschheit entschied, zugleich eine Festigung und Vertiefung seines sittlichen Bewußtseins. Hatte er im Anfang gefürchtet, es möchte „mit dem Aufgeben der religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinden“, so machte er jetzt im Gegenteil die Entdeckung, daß der Verzicht auf einen vagen und bequemen Jenseitsglauben für den Menschen die Steigerung seiner sittlichen Verantwortung bedeute: die Welt sei ihm unendlich schöner und tiefer geworden, gestand er Wilhelm Baumgartner, das Leben wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher. „Er fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen.“ Wie dies gemeint ist, mag etwa die Legende „Die Jungfrau und der Teufel“ zeigen, wo Keller den schändlichen Grafen Gebizo, der sein liebliches und tugendhaftes Weib aus schnöder Habsucht dem Teufel überantwortet hat, zur Strafe in der Wildnis zu Grunde gehen läßt, während in der christlichen Legende, die seine Vorlage war, Maria den Übeltäter begnadigt und ihn sogar durch die Rückgabe seines Weibes und die Verleihung neuer Reichtümer belohnt.

In Heidelberg hat Keller auch sein Staatsbewußtsein geklärt und vertieft. In seinen politischen Gedichten aus der Mitte der vierziger Jahre ist, neben einer glühenden Vaterlandsliebe und den Versuchen, das Wesen der schweizerischen Nationalität zu bestimmen, nur eine ziemlich unbestimmte Freiheitsbegeisterung. Aber schon 1847 gesteht er, daß er einem Jonas Furrer, der uneigennützig sich für den Staat aufopfere, einem J. J. Rüttimann und Alfred Escher, die trotz ihrem Reichtum sich mit eiserner Arbeitstätigkeit im öffentlichen Dienst verzehrten, im geheimen viel Dank schuldig sei: „Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich an ihnen zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß“. Das klassische Gebäude der Bundesverfassung von 1848 mochte ihm ein Beispiel dieser schönen und marmorfesten Form sein. Aber erst in Heidelberg erhielt die Form inneres Leben und klare Bedeutung.

Damals besuchte er, neben andern Vorlesungen, die anthropologischen Vorträge des Anatomen und Physiologen Jakob Henle. Der klare, schöne Vortrag und die philosophische Auffassung hätten ihn, erzählt er, so gefesselt, daß er in alle Stunden gegangen sei und zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen gewonnen habe. Wie dieses Bild war,

sagt uns der Grüne Heinrich. Heinrich lernt aus den Vorträgen die „wunderbar scheinende Zweckmäßigkeit der Einzelheiten des tierischen Organismus kennen“. Wenn Heinrich aber, wie der Dichter selber, jede neue Tatsache als einen Beweis von der Scharfsinnigkeit und Geschicklichkeit Gottes zu deuten geneigt war, so mußte er erfahren, wie der Lehrer die Dinge unvermerkt in sich selbst ruhen und so vollkommen ineinander aufgehen ließ, daß die ausschweifenden Schöpfergedanken in den Kreis der Tatsachen gebannt blieben. Henle hätte aber nun kein Mensch der politisch erregten Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sein müssen, wenn er das Bild des wunderbaren physischen Organismus nicht zugleich als Ausdruck des gesamten staatlichen und geistigen Lebens eines Volkes genommen hätte; der Zusammenhang zwischen dem geistigen und dem körperlichen Menschen soll ihm, wie sein Biograph bezeugt, so innig gewesen sein, daß nach seiner Ansicht eine vollständige Betrachtung des Menschen nicht nur einen Teil, sondern beide gleich gründlich umfassen mußte. Das heißt doch wohl, daß nicht nur der Körper, sondern auch die geistige Welt des Menschen durch den Begriff des Organischen als des gestaltenden und funktionellen Prinzips bestimmt ist.

Die organologische Betrachtung des natürlichen und geschichtlichen Lebens ist schon eine Lieblingsvorstellung der deutschen Romantik gewesen, und Henle hat sie nur in dem Sinn erneuert, daß er als Physiologe das Bild des Organismus wissenschaftlich bestimmter und genauer erfaßt hat als etwa Schelling. Von ihm dürfte Keller gelernt haben, insbesondere auch den Staat als Organismus zu begreifen. Es ist wichtig, daß man sich klar macht, was dies heißt.

Ein Organismus ist ein Körper, dessen Bau durch seinen Lebenszweck — eben die Aufgabe des Lebens selber — bestimmt ist. Er ist nicht eine bloße Anhäufung gleicher oder verschiedener Teilgrößen oder Quanten, sondern eine sinnvoll geordnete Welt von mannigfaltigen Organen, deren jedes wiederum so gebaut ist, daß Gestalt und Funktion im Haushalt des Ganzen sich zweckmäßig entsprechen. Das Prinzip der Organisation geht also vom Großen ins Kleine, vom Ganzen in die Teile bis zu den letzten Zellen. Jedes winzigste Teilchen ist nicht nur eine quantitative Größe, sondern zugleich eine funktionsbestimmte Gestalt, so gebildet, daß es fähig ist, an seiner besondern Stelle dem Lebenszweck des Ganzen zu dienen. Es ist ein Einmaliges, Persönliches, was sich so in der organischen Durchbildung und in dem Ineinandergreifen des Ganzen und der Teile und der Teile untereinander ausdrückt. Oder sagen wir: es ist eine Seele, die sich im organischen Körper die ihr gemäße Lebensgestalt zugebildet hat und in ihr lebend sich entwickelt. Was im organischen Leben der Natur als Seele wirkt, können wir in der künstlichen Schöpfung des menschlichen Geistes als Idee bezeichnen. Auch ein Staat ist eine solche Schöpfung. Es muß also, soll er lebendig sein, sich eine Idee in ihm organisch auswirken.

Auch Gottfried Keller hat, wie die Rechtslehrer der Romantik, den Staat als einen Organismus, als eine lebendig gewachsene und wirkende große Persönlichkeit aufgefaßt. Er ist ihm nicht ein bloßer Größenbegriff und auch seine Teile sind es nicht. Man mag in der Monarchie die Seele oder die Idee des Staates in der Person des Fürsten sichtbar verkörpert finden. Sie fehlt aber auch der Demokratie nicht. Ja, sie muß hier im Bewußtsein und Handeln des Volkes umso stärker wirken, weil sie sich nicht äußerlich sichtbar in einer Person darstellt, sondern nur in der Tiefe wirkt als das Samenkorn, aus dem der Baum des Volkes entstanden ist und dessen Formkraft bildend durch alle seine Organe geht. Das aber heißt: der wahre Staat ist nicht nur eine Ansammlung von an den gleichen Wohnort gebundenen und durch Verfassung und Gesetze juristisch-formal zusammengehaltenen Menschen, vielmehr ein Körper, der von seiner Idee im Ganzen und im Einzelnen durchwaltet ist. In diesem Sinne ist jenes Wort zu verstehen, das (in der ersten Fassung) der Grüne Heinrich zum Grafen spricht: eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee habe sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen.

Immer wieder braucht Keller, wenn er von dem Wesen und Leben des Volksganzen und seiner politischen Gestalt, dem Staate, spricht, den Ausdruck organisch. So ist dem Grünen Heinrich, wie er nach jahrelanger Abwesenheit wieder in die Heimat kommt, die Umwandlung eines fünf-hundertjährigen Staatenbundes in einen Bundesstaat „ein organischer Prozeß“, „der über seiner Energie und Mannigfaltigkeit die äußere Kleinheit des Landes vergessen ließ, da an sich nichts klein und nichts groß ist und ein zellenreicher, summender und wohlbewaffneter Bienenkorb bedeutender ist als ein mächtiger Sandhaufen“. Organisch aber kann nur sein, was natürlich gewachsen ist. Die Tatsache des langen Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft erhält so einen tieferen, geistigen Sinn: es bedeutet nicht ein Vegetieren über eine Zahl von Jahrhunderten hin, wie das bloße Dasein eines Negerstammes, es ist Geschichte, Wachstum, Organisation. Darum betont Keller so gern, wo sich die Gelegenheit bietet, das Hinabreichen der Wurzeln des Volksganzen wie des Einzelnen in den tiefen Boden der Vorzeit. Martin Salander kehrt deswegen aus dem weiten, an Erwerbsmöglichkeiten reicheren Amerika in die engere und schlichtere Heimat zurück: „Die neue Welt jenseits des Meeres“, sagt er zu seiner Frau, „ist wohl schön und lustig für Menschen ausgelebter und ausgehofferter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute sind sich gleichgültig, nur das Abenteuer des Werdens hält sie zusammen; denn sie haben keine gemeinsame Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. Solange ich aber das Ganze unserer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache seit 1500 Jahren erschallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann“. Auch der Grüne Heinrich rühmt sich, daß sein Vater ein Bauernsohn aus einem uralten Dorfe ist, welches seinen Namen von dem Alemannen erhalten hat, der zur Zeit der

Landteilung seinen Spieß dort in die Erde steckte und einen Hof baute, und er vergißt nicht, wie er über den Kirchhof zur Großmutter geht, zu erwähnen, daß unter seinem Leben und Weben das Schweigen der Jahrhunderte liegt seit den Tagen, wo dieser Zweig des alemannischen Volkes sich hier festgesetzt hat. „Ihr Wort, Spuren ihrer Sitte und ihrer Gesetze leben noch im grünen Gau, auf den Berghöfen, in den kleinen grauen Steinstädten, die an den Flüssen hängen oder an Halden lehnen“.

Es entspricht Kellers eigener langsam gewachsener und bedächtig aus der Tiefe wirkender Natur, daß ihm auch im Staatsleben alles verstandesmäßige Hasten und alles eilfertige Konstruieren von Gesetzen und Verfassungen gründlich zuwider ist. Als sich der Kanton Zürich Ende der sechziger Jahre eine neue Verfassung gab, spottete er über den unaufhörlichen Wechsel, das ewige Mißlingen, Verwerfen und Wiederanfangen, die ganze kleinliche und schmale Kurzlebigkeit in Verfassungs- und Gesetzesachen: „Eine Verfassung ist keine stilistische Examenarbeit. Die sogenannten logischen, schönen, philosophischen Verfassungen haben sich nie eines langen Lebens erfreut. Wäre mit solchen geholfen, so würden die überlebten Republiken noch da sein, welche sich einst bei Rousseau Verfassungen bestellten, weil sie kein Volk hatten, in welchem die wahren Verfassungen latent sind bis zum letzten Augenblicke“. Diejenigen Verfassungen waren ihm die schönsten, in welchen „ohne Rücksicht auf Stil und Symmetrie ein Konkretum, ein errungenes Recht neben dem andern liegt, wie die harten glänzenden Körner im Granit, und welche zugleich die klarste Geschichte ihrer selbst sind.“ Er nennt es ein Naturgesetz, daß alles Leben, je rastloser es gelebt wird, um so schneller sich auslebt und ein Ende nimmt, und er läßt seinen Martin Salander spotten über den sogenannten Fortschritt: er gleiche mit seinem blinden Hasten einem Laufkäfer, der über eine runde Tischplattewegrenne und, am Rande angelangt, auf den Boden falle, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme.

Es ist das Wesen des Organismus, daß der Einheit des Lebenszweckes zugleich die Mannigfaltigkeit der einzelnen Gliedorgane gegenübersteht. Von dieser Idee der Mannigfaltigkeit in der Einheit aus ist Keller, bei allem Bekenntnis zum starken Bundesstaat, zugleich überzeugter Föderalist gewesen. Die Mannigfaltigkeit ist in der Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft begründet. Der Grüne Heinrich, in der ersten Fassung, schildert sie so: „Um einen uralten Kern hat sich nach und nach eine mannigfaltige Genossenschaft angefügt, welche die Überlieferungen desselben, soweit sie in ihrer Bedeutung noch lebendig sind, mit aufnahm und sich bestrebt, sie fortwährend in gangbare Münze umzusetzen.“ Auch Karl Hediger in seiner Schützenfestrede sagt: „Ei, was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! — Wie kurzweilig ist es, daß es

nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler . . . diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft.“ Wie in der Erzählung „Der Wahlsonntag“ (1862) der junge Jakob von der Auflösung der Kantone in ein Ganzes flunkert, fährt der alte Berghansli heftig auf: „Pfeiffst du auch aus dem letzten Loch? Was willst du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein, ein weggeworfener Bienenkorb ohne Waben! Ein in ein Haferfeld, auf dem die Kofse weiden, umgearbeiteter Garten würde sie sein! Nein, er ist schön, der rote schweizerische Bundes- und Waffenrock, aber ein politischer Schmutzfinck ist, wer nicht sein reinliches, selbstgewobenes Hemd ehrbaren Standeslebens darunter trägt . . . Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im Großen und Guten keine Kantone: das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes.“ Auch zu Beginn der siebziger Jahre, wo eine zentralistische Welle durch die schweizerische Politik ging, gehörte Keller zu denen, die die Notwendigkeit des Föderalismus betonten. Wenn diejenige Richtung zum Ziele gelangen sollte, erklärte er, welche den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben wolle, so halte er dafür, „daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist“. Wichtig in all diesen Äußerungen über die Notwendigkeit der Mannigfaltigkeit in der Einheit ist die Betonung des Organisch-Gewachsenen in dem Wesen und Leben der Teile, das heißt, sie sind für Keller nicht bloß Zahlengrößen, sondern sittlich-seelische Werte, und nur als solche können sie an ihrer Stelle mithelfen, den Bund aufzubauen.

Nun ergibt sich aus der Zusammenziehung des Staatsvolkes aus mannigfaltigen Teilen mit ihren Sonder-Überlieferungen, Meinungen, Wünschen für die Demokratie die Notwendigkeit, Neuformen des Verfassungs- und Gesetzeslebens und die Bestellung der Behörden und Beamten durch Abstimmungen und Wahlen nach dem Grundsatz der Mehrheit durchzuführen. Damit kommt in das organisch-qualitative Gewebe der Demokratie ein quantitativer Einschlag. Auch Keller weiß das. Aber er senkt, aus seiner sittlich-organischen Auffassung der Demokratie, auch den Grundsatz der äußerlichen Zahlenmehrheit in einen tieferen, geradezu mystischen Grund, indem er ihn an die Idee des naturhaften Wachstums anknüpft. Den Grünen Heinrich, wie er in die Heimat zurückkehrt, wandelt die begeisterte Lust an, sich als einzelner Mann und widerspiegelnder Teil des Ganzen zum Kampfe zu gesellen, rüstig mitzuhelfen, das edle Wild der Mehrheit zu erjagen. „Die Mehrheit“, rief er vor sich her, „ist die einzige wirkliche und notwendige Macht im Lande, so greifbar und fühlbar, wie

die körperliche Natur selbst, an die wir gefesselt sind. Sie ist der einzig untrügliche Halt, immer jung und immer gleich mächtig; daher gilt es, unvermerkt sie vernünftig und klar zu machen, wo sie es nicht ist. Dies ist das höchste und schönste Ziel. Weil sie notwendig und unausweichlich ist, so kehren sich die übermütigen und verkehrten Köpfe aller Extreme gegen sie in unvermögender Wut, indessen sie stets abschließt und selbst den Unterlegenen sicher und beruhigt macht, während ihr ewig jugendlicher Reiz ihn zu neuem Ringen mit ihr lockt und so sein geistiges Leben erhält und nährt. Sie ist immer liebenswürdig und wünschbar, und selbst wenn sie irrt, hilft die gemeine Verantwortlichkeit den Schaden ertragen.“

So mag der jugendliche Dichter selber die Mehrheit gepriesen haben wie sein heimkehrender Grüner Heinrich. Und wie dieser mit einer wahren Begeisterung an die Ausübung des Wahl- und Stimmrechts denkt, so ist der Dichter je und je dafür eingetreten, daß der Bürger der Demokratie diese Ehrenpflicht gewissenhaft erfülle. Es gehört zu der bürgerlichen Erziehung der Frau Regel Amrain, daß sie ihren Sohn bestimmt, an den Wahlen teilzunehmen. „Wie“, sagt sie, „ihr wollt einen Freistaat vorstellen und seid zu faul, alle vier Jahre einen halben Tag zu opfern, einige Aufmerksamkeit zu bezeigen und eure Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Regiment, das ihr vertragsgemäß eingesetzt, zu offenbaren? Sagt nicht, daß ihr immer da wäret, wenn es sein müßte! Wer nur da ist, wenn es ihn belustigt und seine Leidenschaft kitzelt, der wird einmal ausbleiben und sich eine Nase drehen lassen, grad wenn er am wenigsten daran denkt“. Eine ganze Erzählung, den „Wahltag“, hat Keller über die Pflicht der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte geschrieben.

Aber die sittliche Gefahr, die in dem Mehrheitsgrundsatz der Demokratie liegt, bleibt ihm nicht verborgen. In der zweiten Fassung des Grünen Heinrich, die fast ein Menschenalter nach der ersten geschrieben worden ist, schickt der Erfahrenere dem überschwänglichen Bekenntnis des Heimkehrenden für die Mehrheit eine dämpfende Betrachtung nach: „Freilich ahnte ich nicht, daß Zeit und Erfahrung die idyllische Schilderung der politischen Mehrheiten nicht ungetrübt lassen würden; noch weniger merkte ich, daß ich im gleichen Augenblicke, wo ich mich selbsttätig zu verhalten gedachte, auch schon die Lehren der Geschichte vergaß, noch bevor ich nur den ersten Schritt getan. Daß große Mehrheiten von einem einzigen Menschen vergiftet und verdorben werden können und zum Danke dafür wieder ehrliche Einzelmenschen vergiften und verderben, — daß eine Mehrheit, die einmal angelogen, fortfahren kann, angelogen werden zu wollen, und immer neue Lügner auf den Schild hebt, als wäre sie nur ein einziger bewußter und entschlossener Bösewicht, — daß endlich auch das Erwachen des Bürgers und Bauersmannes aus einem Mehrheitsirrtum, durch den er sich selbst beraubt hat, nicht so rosig ist, wenn er in seinem Schaden dasteht — das alles bedachte und kannte ich nicht.“



Diese Worte sind das Grundgewebe zu den politischen Geschehnissen in dem „Verlorenen Lachen“ und im „Martin Salander“. Was Keller im Grünen Heinrich die Vergiftung der großen Mehrheiten von einem einzigen Menschen nennt, ist im „Verlorenen Lachen“ durch die Gestalt des Schweibes versinnbildlicht, der die politischen Matadoren der demokratischen Bewegung ihre Verleumdungen zutragen und von der aus sie verbreitet werden. Im „Martin Salander“ gar zeigt das Beispiel der edeln Brüder Weidelich, wie die Mehrheit ein bloßer Zahlenwert und die Zugehörigkeit zu einer Partei aus einer Frage der sittlich-politischen Gesinnung zur reinen opportunistischen Entscheidung über Macht und Nutzen geworden ist. Die Zwillinge, wie sie in das politische Leben eintreten und sich über den Eintritt in eine Partei zu entschließen haben, würfeln im Wirtshaus aus, wer von ihnen Altliberaler und wer Demokrat werden soll. „Profit Anstich, Herr Demokrat!“ ruft Isidor, wie beide gewürfelt haben und der eine 18, der andere nur 13 Augen geworfen hat. Und Julian ruft: „Profit Anstich, Herr Altliberaler, vulgo Zoppius!“ Bitterer hätte der Zorn des Dichters über die Verprofitlichung des Parteilebens nicht zum Ausdruck kommen können.

Hier ist wieder daran zu erinnern, daß Gottfried Keller seine Auffassung der Demokratie als eines naturhaft-organischen und sittlichen Gebildes zu gleicher Zeit begründet hat, wo er sein Verhältnis zu Gott und Welt im allgemeinen ordnete, und daß ihm der demokratische Mikrokosmos zum irdischen Abbild des gottgeschaffenen Makrokosmos wurde. Wie in diesem eine große Gesetzmäßigkeit sich auswirkt, die jedem einzelnen Wesen seinen besonderen Sinn gibt und jedem seinen Platz anweist, so soll die sittliche Idee, die, unsichtbar über unsern Bergen schwebend, den Schweizerbund geschaffen, auch sein gegenwärtigen Leben erfüllen. Diese stete Beziehung der Staatsordnung auf die große Weltordnung gibt allen Äußerungen des Dichters über die Schweiz und die schweizerische Demokratie den geradezu manchmal mystischen Klang einer tiefen religiösen Ehrfurcht. Es geht ihm wie dem achtzigjährigen Berghansli in dem „Wahltag“, dem es gegenüber den Kundmachungen der Regierung so feierlich zu Mute ist, „als ob das Gewissen des Landes selbst redete“. Wenn daher Keller in dem „Verlorenen Lachen“ die politische und die kirchliche Bewegung der sechziger Jahre zusammen dargestellt hat, so ist das nicht ein äußerer und zeitlich zufälliger Parallelismus, sondern eine innere und notwendige Einheit. Diese Heiligung der Demokratie gibt seinen Festgedichten den tiefen und feierlichen Klang und macht sie gleichsam zu weltlichen Kirchenliedern. Gegen parteipolitische oder egoistische Entwürdigungen der Demokratie konnte er mit dem Zorne des alttestamentlichen Propheten eifern, der sein Volk von dem gottgeschaffenen Lebensgrund töricht wegwandern sieht. Es ist nicht ein wütendes Drauflosschimpfen wie bei dem alternden Gotthelf, sondern eher ein weher Hohn und ein trauervolles Aufdecken des Abgrundes; aber gerade weil Kellers Sprache besonnener ist und nach allen Seiten

abwägt, ist sie auch wirksamer als die Gotthelfs. Das Gemälde der Demokratie im „Martin Salander“ ist beängstigender als das in „Zeitgeist und Bernergeist“.

So innerlich Keller sich zur Demokratie bekannte, einen Keim der Zerfetzung des Staatsorganismus hat er in der Entwicklung der Aristokratie zur Demokratie schon früh geahnt: das Schwinden der Selbstjicherheit, Charakterfestigkeit und Unabhängigkeit der Regierungsmänner und damit das Zerbröckeln der Autorität. Schon im ersten Grünen Heinrich läßt er dem Tellenpiel als dem Hohen Lied der selbstlosen Hingabe an das Ganze ein Gespräch über Eigennutz und Engherzigkeit der Schweizer folgen. Der Statthalter tritt mit beredten Worten dafür ein, daß auch der Schweizer sich auf seinen Vorteil verstehen und frei heraus für seinen Nutzen und sein Gut einstephen müsse. Der Schulmeister aber erklärt Heinrich nachher, daß der vom Volke besoldete Statthalter zwar von Natur dazu geschaffen sei, im Kampfe der Grundsätze beim Aufeinanderplazen der Geister einen tapfern Führer abzugeben. Aber er hat nicht den Mut, auf einen Tag brotlos zu werden; er hat keine Ahnung davon, wie sich die Vögel und die Lilien des Feldes ohne ein fixes Einkommen nähren und kleiden, und daher hat er sich der Geltendmachung seiner eigenen Meinung begeben. Schon manchmal hätte er der Regierung am liebsten sein Amt vor die Füße geworfen, wenn im Parteienkampfe der siegende Teil den unterlegenen durch ungesekliche Maßregeln zwacken wollte; aber er hat es unterlassen und hat schon oft gegenüber den Behörden ein verbindliches Lächeln gezeigt, wo er lieber gesagt hätte: „Herr, Sie sind ein Narr oder ein Spizhube!“ Ja, der konservative Schulmeister meint: „Manchmal will es fast scheinen, als ob die alten patrizischen Regierungen mehr den Grundcharakter des Volkes zu zeigen und zu bewahren vermochten.“ Da dies aber ein kezerisches Wort im Munde eines Schulmeisters der liberalen Ära ist, so beeilt er sich, schleunigst in das Fahrwasser der Legitimität einzulenzen: „Aber lasse dich ja nicht etwa verführen, unsere repräsentative Demokratie nicht für die beste Verfassung zu halten.“

Diese letzte Bemerkung stellt auch Kellers eigene Meinung dar. So ziemlich zur gleichen Zeit, da er die Stelle schrieb, hat er seine Ansicht über eine damals beabsichtigte Verfassungsänderung nach der Richtung der reinen Demokratie an Baumgartner so ausgedrückt (7. Mai 1852): „Die Selbstregierung eines Volkes ist nicht der Zweck, sondern nur das Mittel seiner Existenz; und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Kresse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. In jedem Bevollmächtigten und Repräsentanten sogleich den Herren zu spüren, dazu gehört eigentlich eine unfreie Hundsatur, und ihn keine fünf Minuten ruhig zu lassen, ohne ihm alle fünf Finger in den Topf zu stecken und die Kelle zu beschnüffeln, dazu gehört das Wesen eines alten Weibes, das nichts Besseres zu tun weiß. Die repräsentative Demokratie wird daher so lange der richtigste Ausdruck

der zürcherischen Volkssouveränität sein, bis alle psychischen und physischen Materien so klar und flüssig geworden sind, daß die unmittelbarste Selbstregierung ohne zuviel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion vor sich gehen kann; bis das Goldene Zeitalter kommt, wo alles am Schnürchen geht und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen.“ Wenn er um 1860 herum zu denen gehörte, die den Feldzug gegen das System Alfred Eschers durchführten, so ging es bei ihm damals um die Vertreter des Kantons im Nationalrat, denen er „Marklosigkeit und Verschiffenheit der Grundsätze“ vorwarf, also um Personen, nicht um den Grundsatz der Verfassung. Er hat sich daher später, wie die Campagne sich zum Kampfe für die reine Demokratie zuspitzte, von ihren Führern getrennt und sich als Altliberaler bekannt. Gerade die demokratische Bewegung der sechziger Jahre mit dem Verleumdungsfeldzug Friedrich Lochers und andern übelriechenden Nebenerscheinungen hat ihm gezeigt, wie wichtig im politischen Leben der Demokratie der sittliche Kern ist, und daß die Autorität der Behörden nicht auf der äußerlich-zahlenmäßigen Mehrheit beruht, mit der sie gewählt sind, sondern auf dem Vertrauen, das das Volk ihnen entgegenbringt.

Zu diesem Vertrauen, das die Masse auf ihre Vertreter verpflichtet, sozusagen von unten nach oben zu wirken hat, tritt in Kellers demokratischem Bewußtsein noch ein zweiter sittlicher Grundsatz, der den einzelnen Regierungsmann der Masse verpflichtet und von oben nach unten wirkt: die Verantwortung. Keller hat auf diesen Begriff ein außerordentlich schweres Gewicht gelegt. Im ersten Grünen Heinrich geht Heinrich an dieser Verantwortung zugrunde. Ihn, der in seiner Begeisterung für die Demokratie erkannt hat, daß der einzelne ein Spiegel seines Volkes zu sein hat, drückt die Schuld an dem Tod seiner Mutter so sehr, daß er den lachenden Himmel und das grüne Land nicht länger zu ertragen vermag, und daß sein Leib und Leben bricht. Im „Martin Salander“ aber hat Keller in den Veruntreuungen der Brüder Weidelich und anderer Beamten mit dunkeln Farben den Zustand der Demokratie gemalt, deren Vertretern das Bewußtsein der Verantwortung vor dem Volke verloren gegangen ist. Er fürchtete, daß mit dem Überhandnehmen von Zahl und Eigennuß im Parteileben der sittliche Gehalt schwinde, ohne den er sich die Demokratie nicht denken konnte, weil er wußte, daß sie ohne ihn kein Organismus mehr ist. In den vierziger Jahren, als der Kommunistenapostel Weitling in Zürich weilte und in jener Gärung des demokratischen Grundstoffes mancher Volksfreund mit dem neuen Evangelium liebäugelte, hat Keller sehr rasch seine Besonnenheit gegenüber dem Kommunismus gefunden. Er scheint ihm nur die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitsucht zu sein, ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt: „Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben; sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren!“ Wie bezeich-

nend für das organische Staatsbewußtsein des Dichters ist das Bild der Gesellschaftsordnung im „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Ein so hitzköpfiger Revoluzzer Meister Hediger ist, er will, in seinem bürgerlichen Standesbewußtsein nicht, als sein Sohn um die Tochter des wohlhabenden Zimmermeisters Frymann wirbt, „die Familien durcheinanderwerfen und Kommunismus treiben mit dem Reichtum der einen“. Daher erfüllt ihn jenes Anwachsen des Reichtums, das nach 1848 einsetzt, mit Bedenken: „Es wird eine Zeit kommen“, sagt er, „wo in unserm Lande wie anderwärts, sich große Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahmentuch.“

Wie Gottfried Keller aus dem Bewußtsein des Todes die Kraft der Hingabe an die sittlichen Forderungen des irdischen Lebens und den Glauben an den Wert und die Schönheit des Lebens geschöpft hatte, so wußte er, daß, wie dem Leben des Einzelnen, so auch dem Dasein der Völker ein Ende beschieden ist. In das fröhliche Eröffnungslied zum Eidgenössischen Sängerkfest von 1858 haben sich die trüben Verse eingeschlichen:

„Wie grüne Au'n im Firnenschnee  
In alter Zeit verschwunden,  
So hat noch jedes Volk das Weh  
Des Endes auch empfunden.“

Und Frymann im „Fähnlein“ spricht den gleichen Gedanken aus: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe . . . Ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahinscheidet.“ Der ganze „Martin Salander“ ist eine Darstellung der Zerfallsercheinungen der Demokratie, einer Unterhöhlung jener sittlichen Kräfte, die die Seele der Demokratie bilden sollen: statt Vertrauen im Volke, Verantwortung bei den Beamten sehen wir da und dort wachsende Begehrlichkeit, statt gesunder Volksbildung Überzüchtung des gelehrten Wissens auf Kosten der Handarbeit, die Steigerung des äußerlich Zahlenmäßigen in dem Ausbau der Volksrechte, des Proporztes („der modernen Liebhaberei der Minderheitenvertretung“), die Entstehung eines Staatssozialismus in dem Ansteigen der Subventionen in Bund und Kantonen, das Überhandnehmen eines oberflächlichen, genießerischen und prahlerischen Materialismus. Das Bild ist so dunkel, daß der gescheite Sohn Martin Salanders sich angeekelt oder gelangweilt vom politischen Leben abwendet und sich in das Studium der Geschichte flüchtet. Aber ist diese Gestalt nun

nicht die dunkelste, geradezu an Hoffnungslosigkeit streifende Erfindung des ganzen Romanes? Sicherlich, Arnold Salander ist seinem Vater überlegen an besonnener Klugheit in der Beurteilung der öffentlichen und der menschlichen Dinge; er wird sich die Irrtümer nicht zu Schulden kommen lassen, mit denen sein Vater aus seinem etwas vagen Idealismus heraus sein und seiner Familie Glück so oft aufs Spiel setzte. Er wird sein Leben bewußt und sicher aufbauen. Aber indem er sich damit das Irren erspart, verzichtet er auch auf das Streben. Er wird der Vertreter einer unschöpferischen Zeit sein, ein bloßer Kritiker und Zuschauer — in seiner nicht erlebten, sondern aus Büchern und Reisebeobachtungen zusammengerafften Gescheitheit ist ein beträchtlicher Zusatz von Altflugheit.

Wenn man, als der Roman erschien, dem Dichter vorwarf, sein Bild der Demokratie sei allzu düster, so will es uns heute manchmal scheinen, es sei in dem Werke fast noch allzu viel von dem idyllischen und behaglichen Geiste des alten Seldwyla. Gottfried Keller hat vieles mit einem wahren Prophetenblick geschaut; aber der ganze tragische Zirkel des Materialisationsprozesses blieb ihm verborgen: die volle Größe des Fluches der Auslieferung der geistigen Kultur an den mephistophelischen Geist des nackten Egoismus, des Vergrößerungswahnes und des rücksichtslosen Kampfes für den Nutzen. Er schrieb seinen Martin Salander aus einer geordneten Welt heraus und in dem Vertrauen, daß die Erkenntnis der Unordnung auch die Rückkehr zur Ordnung würde. Als ein Freund des Lichtes vertraute er darauf, daß letzten Endes doch Vernunft und Gerechtigkeit die Welt regieren. Uns ist dieser Glaube fraglich geworden, und wir sehen erschüttert die apokalyptischen Reiter über unsern Häuptern die Luft durchrasen.

Eines aber dürfen wir auch heute uns von ihm sagen lassen. Sicherlich ist der Gedanke des Endes, dem die Verse des Sängersfestliedes und die Worte Frymanns Ausdruck geben, bei ihm lediglich eine theoretische Möglichkeit, sozusagen ein denknotwendiges Glied im Gefüge seiner weltanschaulichen Gedankenordnung. Praktisch glaubt er nicht daran. Dafür reicht sein Lebensglaube mit allzu kräftigen Wurzeln in den Grund der Natur, als daß ihm aus ihnen nicht immer aufs neue das Vertrauen auf neue Möglichkeiten gestiegen wäre. In dem Sängersfestlied folgen auf die dunkeln Verse die Worte:

„Doch trohen wir dem Untergang  
Noch lange hin mit Sang und Klang,  
Noch halten wir aus eigener Hand  
Dich hoch empor, o Vaterland!“

Ergreifender, begründender stellt die geplante Fortsetzung des „Martin Salander“ die Rettung dar. Die Zerklüftung des Volkes geht immer weiter. In den Notizen ist die Rede von sittlichen Verirrungen, von „dem gesunkenen Niveau der politischen Sitte und Moral“, von „politischen Carrière- und Nutzensuchern“. Aber diesen Kräften der Zerstörung wirken er-

haltende und aufbauende entgegen. Marie Salander und ihre Töchter sollen sich zu Erhalterinnen und Retterinnen entwickeln: „Sie stellen die Fähigkeit des Weibes zum Widerstand gegen das Schlechte dar“. Wie die Sozialanarchisten die Dinge bis zur Revolution treiben, tritt ihnen der Widerstand des Volkes der Ordnung entgegen. „welches, wie aus der Erde hervordachsend, mit spontaner Kraft überall heranzieht, überall zerschlägt, was sich ihm entgegenstellt“. „Die Korruption, der sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fähig wie das Körperliche des Volks, durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche Polizei, Ausruhen; es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben. Glücklich, wenn die Perioden nur so lange dauern, daß die Erinnerung an das Glück derjenigen an das Übel das Gleichgewicht hält“.

Das trostvolle Wort bezeugt aufs neue, daß sich Gottfried Keller, wenn je ein Schweizer, zur Demokratie bekannt hat. Wie hätte er anders gekonnt als der Sohn einer Zeit, die die neuzeitliche Form unseres Volksstaates geschaffen und seine große Zeit erlebt hat! Aber er hat die Demokratie als Dichter und nicht als Tagespolitiker erfaßt, als eine Form des Geistes und nicht der Materie, als einen Ausdruck sittlicher Kräfte, die, wenn sie wirklich lebendig bleiben will, in ihr wirken müssen, nicht als einen bloßen Apparat zur Schaffung einer möglichst angenehmen Existenz.

Jetzt, wo die Ereignisse der Weltgeschichte den Grundstoff unserer Demokratie wieder einmal flüssig gemacht haben, sollte jeder Schweizer in einer besinnlichen Stunde die Schlußgespräche des „Martin Salander“ sich zu Gemüte führen. Er würde dabei auch auf ein tapferes Wort Arnold Salanders stoßen: „Ich glaube, es würde vieles erträglicher werden, wenn man weniger selbstzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbstbewunderung verwechselte! Ich habe, obgleich noch jung, ein ziemliches Stück von der Welt gesehen und das Sprichwort: „C'est partout comme chez nous“ würdigen gelernt. Wenn wir nun etwa in ein schlechtes Fahrwasser geraten, so müssen wir eben hinauszukommen suchen und uns inzwischen mit der Umkehrung jenes Wortes trösten: Es ist bei uns wie überall.“

## Vom Aufbau einer Wehrmacht.

Von **Gustav Däniker.**

Am 10. März 1935 hat sich das Deutsche Reich die Wehrfreiheit, die ihm der Versailler Friede genommen hatte, selbst zurück gegeben. Nach einem Unterbruch von beinahe zwei Jahrzehnten wurde die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt. Damit war allerdings vorerst nur die Grundlage für den Aufbau einer neuen, großen Wehrmacht geschaffen; denn diese selbst mußte sich zunächst aus ersten Anfängen heraus entwickeln,